VERSTEHBAR WIRD, WAS SPRECHBAR IST.

IM LESEZENTRUM,
FOTO OBEN RECHTS (V.L.N.R.):
SCHULLEITER MARKUS HANKE,
LEHRERIN EDITH MEYER-STERLIKE UND
BIBLIOTHEKSLEITERIN ULRIKE LINK

Lautes Lesen steht im Mittelpunkt des modernen Lesezentrums an der Realschule Eberbach.

TEXT HANS LÖSENER

„Hör dich ein / mit dem Mund" – heißt es in einem Gedicht von Paul Celan aus dem Band „Zeitgehöft" (posthum, 1976). Die Aufforderung, die hier formuliert wird, steht in einer jahrtausendealten jüdischen Tradition des Lesens und das bedeutet: des lauten und zuhörenden Lesens. Die Verbindung von Hören, Verstehen und lautem Lesen war in der gesamten Antike selbstverständlich, denn auch, wer für sich las, tat dies mit stimmlicher Artikulation. Erst im Laufe des Mittelalters, etwa von Augustinus an, wurde das stille Lesen zur Regel. Zu dieser Entwicklung trug auch der christliche Leib-Seele-Dualismus bei, mit seiner Abwertung der weltlichen Leiblichkeit und der Idee einer göttlichen, weil geistigen Seele. Allein die stille Lektüre galt daher als angemessen für die meditative Versenkung in die Heilige Schrift, wie etwa Bickenbach 1999 zeigt. Obwohl unsere Gesellschaft längst eine pluralistische, multikulturelle und überwiegend laizistische geworden ist, hat das Körper-Geist-Schema des Lesens alle historischen Umwälzungsprozesse überstanden und wirkt – allerdings ohne theologische Begründung – noch immer in der Lesedidaktik nach: „Lautes Lesen fördert nicht das Leseverstehen, sondern schult die Artikulation und die Intonation" (Nieweler 2003, 5). Diese häufig anzutreffende Feststellung steht in der Tradition eines Denkmusters, das Körper und Geist, Artikulation und Kognition, Sprechbarkeit und Verstehbarkeit als Gegensätze auffasst und die eine Seite geschwächt sieht, wo die andere in den Vordergrund tritt. Noch vor gar nicht langer Zeit wurde deshalb in vielen didaktischen Handreichungen vor Lautleseübungen im Unterricht gewarnt und auf deren Nutzlosigkeit für die Entwicklung der Lesekompetenz hingewiesen.

DIE KÖRPERLICHE SEITE DES LESENS

Inzwischen hat sich die Situation geändert, auch durch die Publikationen der Forschungsgruppe um Cornelia Rosebrock (Universität Frankfurt) und die Rezeption amerikanischer Studien zur Leseflüssigkeit (fluency). Diese haben gezeigt, dass die Entwicklung der höheren Lesekompetenz entscheidend von der Ausbildung der Leseflüssigkeit, also dem stockungsfreien Lautlesen, abhängt. Texte, die man nicht laut lesen kann, bereiten auch beim leisen Lesen Verstehensschwierigkeiten. Schon vor längerer Zeit hat man experimentell auch für das leise Lesen eine unmerkliche Aktivität der Artikulationsorgane (Zunge, Lippen, Kiefer) nachweisen können, die sogenannte Subartikulation. Sie wächst mit der Schwierigkeit des zu lesenden Textes. Es gibt also offensichtlich eine stark ausgeprägte körperliche Seite des Lesens, die didaktisch bislang wenig Beachtung gefunden hat, aber für das verstehende Lesen unabdingbar ist. Lautes Lesen garantiert noch kein Verstehen, aber Verstehen hat immer auch mit Artikulation zu tun: Nur was artikulierbar ist, ist auch verstehbar.

EIN LESEZENTRUM FÜR DIE REALSCHULE EBERBACH

Verstehendes Lesen ist immer auch ein artikulierendes Lesen. Diese einfache Erkenntnis bildet seit über zwei Jahrzehnten

den Ausgangspunkt meiner Arbeiten zur Lese - und Literaturdidaktik und zum inszenierenden Lesen von theatralen Texten (Gegenstimmen, 2017). Sie spielte auch bei den ersten Planungsgesprächen mit Regine Streitberg, der Schulleiterin der Realschule Eberbach, eine Rolle, als wir 2010 nach meiner Berufung an die Hochschule gemeinsam überlegten, wie ein langfristiges Leseförderkonzept für die Schule aussehen könnte. Wir waren uns einig, dass das laute Lesen einen Schlüssel zur Ausbildung basaler und höherer Lesekompetenzen bildet und im Mittelpunkt der Leseförderung stehen sollte. Gleichzeitig suchten wir nach Möglichkeiten, eine moderne Schulbibliothek aufzubauen und zu finanzieren. Umgesetzt werden konnte das Konzept 2013 dank der fachlichen Beratung von Christoph Penshorn, dem Leiter der Bibliothek der Hochschule, und durch Spenden des Rotary Clubs Eberbach, der Stadtsparkasse und der Volksbank Eberbach. Seitdem besitzt die Schule eine moderne Medienbibliothek, die von den Schülerinnen und Schülern gut angenommen wurde und deren Bestand laufend erweitert wird. Das ist neben der Unterstützung von Markus Hanke, dem neuen Schulleiter, wesentlich dem Engagement von Ulrike Link und Edith Meyer-Sterlike zu verdanken. Ulrike Link leitet die Bibliothek seit 2017 und Edith Meyer-Sterlike hat die Lesefördergruppen – bis zum Einsetzen der Pandemie – im Vormittags- und Nachmittagsbereich betreut. Von Anfang an haben sich auch Studierende der Hochschule im Rahmen des integrierten Semesterpraktikums und ihrer wissenschaftlichen Abschlussarbeiten an der didaktischen Entwicklungsarbeit in Eberbach beteiligt. Ergänzt wird die Kooperation mit dem Lesezentrum durch regelmäßige Seminarangebote zur „prosodischen Leseförderung" im Masterstudium des Faches Deutsch.

Die Verknüpfung von Studienerfahrung und Schulpraxis, konzeptueller Entwicklung und wissenschaftlicher Erprobung haben Eberbach zu einem besonderen Lern- und Studienort werden lassen, an dem der wechselseitige Wissenstransfer zwischen Theorie und Praxis, Schule und Hochschule von allen Beteiligten als Gewinn erlebt wird.

ZWEI PRINZIPIEN FÜR DIE LESEFÖRDERUNG

Das Leseförderkonzept in Eberbach beruht in der Praxis auf zwei didaktischen Prinzipien: dem hörenden und dem theatralen Lesen. Das theatrale Lesen kommt zuerst, denn die Theatralisierung des Lesens schafft die Verbindung zur Körperlichkeit, zum Sprechen und zu interaktiven Handlungsformen. Wer einen Text spielt, liest eben nicht nur, sondern spricht, interaktiv, gestisch und sinngestaltend. Das setzt die Arbeit mit kurzen Textstücken voraus und die Verknüpfung von Lese- und Spielsequenzen, bis hin zur theatralen Adaption der gelesenen Geschichten. Die theatralen Spielformen des Lesens erfüllen mehrere Funktionen: Sie schaffen einen angstfreien Raum für die Körperlichkeit des Sprechens, für das Sich-Zeigen beim gemeinsamem Lesen, Sprechen und Zuhören, ein Aspekt, der in der Schule häufig unterschätzt wird. Darüber hinaus erhöht die Körperlichkeit des Lesens die kognitive Aktivierung, so dass das Gelernte, wie Studien zum Embodiment in Lernprozessen belegen, besser memoriert und reaktiviert werden kann. Schließlich fördert das theatrale Sprech-Lesen das Bewusstsein dafür, dass auch ein Text ein Äußerungsakt ist, der in seiner Sprechbarkeit erfahren werden muss, wenn er verstanden werden soll.

Um die Entdeckung dieser Sprechbarkeit im Text geht es beim zweiten Prinzip, dem hörenden Lesen. Hörendes Lesen ist nicht dasselbe wie flüssiges Lesen. Während es beim flüssigen Lesen vor allem auf die Lesegeschwindigkeit ankommt, liegt der Fokus beim hörenden Lesen auf der prosodischen Gestaltung, also auf Sprechgruppenbildung, Pausensetzung, Akzentuierung und Stimmführung. Dass die Prosodie eine Schlüsselrolle im Leseprozess spielt, vermutet man seit langem, aber bislang fehlen didaktische Modellierungen für die Vermittlung entsprechender Techniken beim verstehenden Erlesen unbekannter Texte. Die Erfahrungen aus Eberbach sind in dieser Hinsicht vielversprechend, sie zeigen aber auch, dass hier noch viele Fragen auf ihre wissenschaftliche Beantwortung warten.

* *PROF. DR. HANS LÖSENER* lehrt und forscht am Institut für deutsche Sprache und Literatur. Er leitet zudem das Besondere Erweiterungsfach Theaterpädagogik.

(Erschienen in: daktylos - Bildungswissenschaftliches Magazin der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, 26. Jg., 2021, S. 28-29)